Die Moderne beim Sterben begleiten

Aus einer dekolonialen Perspektive heraus bietet Vanessa Machado de Oliveira einen prall gefüllten Beutel mit Werkzeugen an, die dabei unterstützen können, den eigenen Verstrickungen mit den Gewalttaten der Moderne auf die Schliche zu kommen und sich für andere, verbundene Seinsweisen zu öffnen.

von Andrea Vetter

Dies ist eine persönliche Hinführung zum nachfolgenden Auszug aus Vanessa Machado de Oliveiras Buch *Hospicing Modernity. Facing humanity's wrongs and the implications for social activism* (North Atlantic Books 2021). Die Überschrift dieses Beitrags ist eine freie Übersetzung des Buchtitels.

Dieses Buch hat mich im vergangenen Jahr so intensiv begleitet – und bisweilen auch verstört – wie kaum ein anderes. Sein Bilder- und Begriffsreichtum wird mich noch lange inspirieren – in meinem Denken wie auch in meiner Bildungsarbeit. Das 276-seitige Werk ist dabei viel mehr »Beutel«[1] als lineare Analyse – in zwei Teilen und vierzehn Kapiteln wird ein großer Reichtum an Geschichten, Konzepten, Analysen, Übungen, Aufzählungen, Denkfiguren und Grafiken ausgeschüttet, die alle dasselbe Ziel haben: sicher geglaubte Gewissheiten in Frage zu stellen und sich auf unbekanntes gedankliches Terrain zu wagen. Die Prämisse ist dabei, dass wir alle ausnahmslos darin verstrickt sind, die subtilen und handfesten Gewalttaten der Moderne aufrechtzuerhalten – wenn auch an je ganz unterschiedlichen Stellen. Diese Materialfülle entwickelte Vanessa Machado de Oliveira in ihrer bald dreißigjährigen Tätigkeit als Schul- und Hochschullehrerin sowie in der künstlerischen Forschungs- und Bildungsarbeit des von ihr mitgegründeten Kollektivs »Gesturing Towards Decolonial Futures« (GTDF).[2] Aus diesem reichen Angebot kann ich in dieser Hinführung zu unserer nachfolgenden Erstübersetzung des siebten Kapitels, »Gut leben und sterben«, nur eine Handvoll herauspicken.

Das lächerliche Selbstbild der Modernen

Teil eins des Buchs kommt im metaphorischen Gewand einer Sportstunde daher – aufs »Aufwärmen« folgen drei Kapitel mit »vorbereitenden Übungen«, in denen sie teilweise von der Lektüre ihres Buchs abrät. Zum Aufwärmen erzählt sie aus ihrer eigenen Familiengeschichte: aufgewachsen in Brasilien, lernte sie vieles von ihren beiden sturen Großmüttern: die eine Guaraní, die andere deutsch-brasilianischer Herkunft, beide auf ganz verschiedene Weisen Opfer kolonialistischer, sexistischer und rassistischer Muster der Moderne und zugleich beide auch verstrickt in diese Muster. In »Vorbereitende Übungen III – das wichtigste Kapitel« führt die Autorin begriffliche Werkzeuge ein, die den Nachdenk- und Nachspür-Übungen im zweiten Teil des Buchs zugrundeliegen. Eines davon fand ich besonders hilfreich: die Unterscheidung zwischen *High-Intensity-Struggles* und *Low-Intensity-Struggles* – also

(inneren wie äußeren) Kämpfen[3] mit hoher und solchen mit niedriger Intensität. Wer »die Zeit, Energie und Fähigkeit hat, dieses Buch zu lesen«, schreibt sie, gehöre zu all jenen, die mit niedrigintensiven Kämpfen befasst seien, die entsprechend auch nur niedrige Einsätze wagen und niedrige Risiken zu tragen haben – jene Menschen, »die am meisten von der Moderne profitieren und auch dann noch den Schutz der Moderne genießen, wenn sie sich dafür einsetzen, Dinge innerhalb oder jenseits der Moderne zu verändern«.[4] Dabei schließt sie sich selbst auch in diese Kategorie ein: »Wir haben die Wahl, hinzugehen oder es bleiben zu lassen; sichtbar zu werden oder auch nicht; uns verhaften zu lassen oder eine Inhaftierung zu vermeiden; Risiken einzugehen oder Risiko zu scheuen.« Menschen in hochintensiven Kämpfen hätten diese Wahlmöglichkeiten hingegen nicht: Ihre Existenz steht permanent auf dem Spiel; ständig sind sie durch den Verlust der Wohnung, durch Inhaftierung oder Deportation bedroht. Die Autorin betont, dass sie damit keine Hierarchie konstruieren wolle, wessen Kämpfe die wichtigeren seien. Vielmehr will sie darauf hinweisen, dass es nicht möglich ist, in ein und demselben Buch beide Gruppen gleichermaßen anzusprechen – die verschiedenen Lebenswirklichkeiten sind schlichtweg zu unterschiedlich. Durch die Übung zu diesem Werkzeug wolle sie erreichen, dass Menschen, die mit niedrigintensiven Kämpfen befasst sind, dazu befähigt würden, sich selbst aus der Perspektive derjenigen zu betrachten, die durch ebenjene Muster der Moderne, welche die lesende Person selbst reproduziere, verletzt wurden; dass ich selbst mich also als eine Person wahrnehmen kann, deren verschleierte oder offene Arroganz, deren Selbstbild und Gefühl für die eigene Bedeutsamkeit schlichtweg lächerlich sind.

Altes sterben lassen, Scheiße kompostieren

Dass Menschen sich selbst nicht zu ernst nehmen und nicht glauben sollten, alles zu wissen oder zu können, das ist eine Botschaft, die sich wie ein roter Faden durch das Buch zieht. Die Autorin will dazu ermutigen, in einer scheiternden Moderne auf der Suche nach einem guten Leben im umfassenden Sinn immer wieder selbst zu scheitern. Beim Lesen wurde ich an das Oya-Gespräch »Wir sterben immer«[5] erinnert, das Matthias Fellner (1977–2024) und ich einmal mit der Hospizmitarbeiterin Babette Hünig und der

[1] Ursula K. Le Guin, *Am Anfang war der Beutel. Warum uns Fortschritts-Utopien an den Rand des Abgrunds führten und wie Denken in Rundungen die Grundlage für gutes Leben schafft,* deutsch von Matthias Fersterer (thinkOya 2020).

[2] decolonialfutures.net

[3] Das aggressive Wort »Kampf« gibt die Bedeutungen des englischen *struggle* nur ungenau wieder: das Streiten für etwas; das Ringen mit etwas oder jemandem; oder auch das alltägliche Sich-Abmühen. Eingedenk der vielen (post-)aktivistischen Kämpfe, die auch Teil sozial-ökologischer Transformation sind, haben wir uns dem Wort »Kampf« an dieser Stelle kampflos ergeben. Wir fragen uns jedoch, woran es liegen mag, dass es im Deutschen kein Wort für selbstreflexives, nicht-martialisches Kämpfen gibt.

[4] *Hospicing Modernity,* S. 52f.

[5] Babette Hünig und Christiane Kliemann, »Wir sterben immer«, im Gespräch mit Matthias Fellner und Andrea Vetter, in: *Oya* 51/2018, S. 68ff.

Transformationsjournalistin Christiane Kliemann geführt hatten. Christiane sagte damals: »Eine große Herausforderung bei Sterbe- oder Wandlungsprozessen ist, dass das Alte nicht sofort ins Neue übergeht. Zunächst ist da ein Raum des Nicht-Wissens, der Orientierungslosigkeit. Sich darauf einzulassen, dass das Alte geht, aber noch nichts nachgewachsen ist, woran ich mich festhalten kann – das ist herausfordend. Aber wir können ins Ungewisse gehen und sagen: Ich nehme das an.« Das Aushalten des Nicht-Wissens und das Anerkennen von Komplexität sind auch wiederkehrende Motive in *Hospicing Modernity*.

Transformation durch Kompostieren[6] nimmt bei Vanessa Machado de Oliveira ebenfalls eine wichtige Rolle ein: Im letzten Kapitel des Buchs, »Vom Zerfall«, bietet sie eine Liste zur »Kompostierung von Scheiße an«.[7] Das englische Wort »COMPOST« versteht sie dabei als Akronym folgender Begriffe, die zugleich eine Aufzählung von Mindestanforderungen für diejenigen sind, die die in diesem Buch beschriebene Transformationsarbeit umsetzen wollen: *capacity* (die »Kapazität« oder »Fähigkeit«, Räume für Schmerzhaftes und Schwieriges zu halten, ohne mich davon lähmen zu lassen oder gleich nach Rettung Ausschau zu halten); *owning up* (»anerkennen«, also mir bewusst zu machen, in welchem Maß ich mich in Komplizenschaft bei Akten der Gewalt und Nicht-Nachhaltigkeit verstricken muss, allein schon um den Status quo meiner eigenen Bequemlichkeit aufrechterhalten zu können); *maturity* (die notwendige »Reife«, um meine Selbstinfantilisierung zu beenden und dem persönlichen und kollektiven Scheiß ins Auge zu sehen und diesen zu bearbeiten); *pause* (»pausieren«, um selbstbezogene, vergnügungssüchtige oder am Bestehenden klammernde Zwänge sein-lassen zu können); *othering* (mich an einer »Fremdmachung« meiner Selbstbilder und Selbsterzählungen zu versuchen, also mich durch die Augen der Anderen zu sehen); *stamina* (der »lange Atem«, der schlichtweg erforderlich ist, um – statt dem Einfachen und Bequemen – das Notwendige zu tun). Wenn es nämlich darum geht, auf unserer Planetin gemeinsam mit dem ganzen Scheiß umzugehen, dann müssen wir uns auch gemeinsam auf erwachsene Weise dem Unabwendbaren stellen: »Es gibt kein Anderswo. Der erste Schritt, um uns für jenen Moment, in dem alles zerfällt, bereitzumachen, ist, dem Guten und dem Schlechten, dem Schönen und dem Hässlichen, dem Kaputten und dem Vermasselten im Menschheitserbe – all dem, was in uns selbst und um uns herum wirkt – wirklich ins Gesicht zu schauen.«[8]

Dekolonisierung muss scheitern

»Die Gaben des Scheiterns« lautet eine weitere Unterüberschrift desselben Kapitels. Zweifellos und zwangsläufig werde der Versuch der Dekolonisierung in einer kolonialistischen Welt immer wieder scheitern müssen: »Die Nahrung, die wir essen, die Kleidung, die wir tragen, unser Gesundheitssystem, unsere soziale Absicherung mitsamt den Technologien, die es uns ermöglichen, Texte zu all dem zu lesen und zu schreiben, gründen allesamt auf Ausbeutung, auf Enteignung, auf bitterer Armut, auf Genoziden und Ökoziden.« Dieses unvermeidliche Scheitern beschreibt die Autorin jedoch als hilfreichen Lernprozess: Gerade Momente des Scheiterns könnten uns die Größe eines Unterfangen bewusstmachen, und gelingendes Scheitern wäre demnach eines, dem wir uns ehrlich, demütig, humorvoll und mit einem hohen Maß an Selbstre-

[6] Siehe auch Báyò Akómoláfé, »Kompostierendes Sein«, *Oya* 66/2021, S. 20f.

[7] *Hospicing Modernity,* S. 243f.

[8] Ebd. S. 244.

[9] Ebd. S. 246f.

[10] Ebd. S. 235f.

[11] Ebd. S. 235.

flexion nähern können. Für diese Selbstbefragung schlägt Vanessa Machado de Oliveira etliche aus der Arbeit des GTDF-Kollektivs hervorgegangene Fragen vor – eine Auswahl: »Inwieweit wiederholst du selbst, was du kritisierst?« – »Wie gehst du mit der Verantwortung um, die daraus erwächst, dass dir das bestehende System unverdiente Vorteile verschafft?« – »Warum tust du all das, wem gegenüber bist du verantwortlich?« – »Bis zu welchem Grad ist dir bewusst, wie deine Arbeit von Gemeinschaften, die mit hochintensiven Kämpfen befasst sind, gelesen würde?« – »Was müsstest du aufgeben oder loslassen, um noch weiter in die Tiefe gehen zu können?«

Sich dem Nicht-Wissen zuwenden

Der nachfolgende übersetzte Buchauszug mag zunächst wie eines der versöhnlichsten und freundlichsten Kapitel des Buchs wirken, bietet es doch direkte Lebenshilfe und Ausblicke auf eine heute so dringend gebrauchte nichtmoderne Weltdeutung. Dabei lässt sich jedoch leicht übersehen, wie radikal die darin erzählte Lebensweggeschichte die Grundfesten unserer imperialen, modernen Lebensweise in Frage stellt. Beim Lesen insbesondere dieses Kapitels droht allerdings leicht die Gefahr, in einem der von der Autorin benannten »›Schlaglöcher‹ auf dem Weg zur Dekolonisierung« steckenzubleiben: nämlich »die Lehren indigener (und anderer) Kulturen aus ihrem Kontext herauszulösen, selektiv wahrzunehmen und zu missdeuten«. In anderen Worten: »Der gefühlte Anspruch auf Zugang und Beherrschung fremd(gemacht)en Wissens ist ein kolonialistischer Anspruch.«[9]

Die Autorin warnt eindringlich davor, dass es ein Zeitfenster inmitten des Zerfalls geben mag, in dem indigenes Wissen gefragt sein werde – aber nur als Konsumware. »Dieses Konsumieren marginalisierten Wissens ist getrieben von der Suche nach ›Antworten‹ darauf, wie entweder die Moderne reformiert werden könne oder wie eine vorgefertigte Alternative dazu aussähe.«[10] Was stattdessen gebraucht werde, sei eine Hinwendung zum Nicht-Wissen: »Bevor sich etwas verändern kann, bevor Menschen anders fühlen und hören, sich anders miteinander verbinden oder sich überhaupt etwas anderes vorstellen können, bedarf es einer Klärung, eines Aufräumens, einer Initiation ins Nicht-Wissen. Und dazu ist es erforderlich, die Wünsche nach Sicherheit, nach Autorität, nach Hierarchie aufzugeben – ebenso wie den unersättlichen Konsumismus als eine der Moderne eingeschriebene Art und Weise, sich mit der Welt zu verbinden.«[11] Dieses Buch kann dabei eine hilfreiche, wenn auch für *weiße* Menschen durchaus herausfordernde, Begleitung sein.

Nachfolgend gibt es den Auszug »Gut leben und sterben« aus Vanessa Machado de Oliveiras Buch *Hospicing Modernity* zu lesen, den Matthias Fersterer eigens für diesen Almanach übersetzt hat.